

Allgemeine Modes-Zeitung

N^o 35.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Plüts, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine Nacht in der Irre.

Von Ludwig Storch.

(Beschluß.)

Es mochte vielleicht abermals eine halbe Stunde mit dem beschwerlichen Marsche vergangen sein, als mir's war, als sähe ich einen unbestimmten Gegenstand vor mir in der Luft. Wir gingen in der Richtung darauf los und kamen bald an einen hohen Baum mit mächtigen Aesten, den ich für einen wilden Obstbaum hielt.

„D, nun ist's gut!“ rief der Schmied froh. „Jetzt weiß ich, wo wir sind. Das ist der Wildäpfelbaum auf dem untern Rieth. In der ganzen Flur steht kein zweiter so. Von hier haben wir keine Viertelstunde nach Schönau, und wenn wir rechts hier hinab halten, kommen wir auf den Kirchweg und sind in einer Viertelstunde zu Hause. Wissen Sie was? Wir wollen in Schönau erst noch einmal trinken, uns eine frische Laterne geben lassen und dann heimgehen.“

„Und uns vom Kreiser-Hans und seinen Zechbrüdern, die jedenfalls noch Alle beisammensitzen, auslachen und verhöhnen lassen. Nicht wahr? — Daraus wird nichts. Die hämischen Gesellen sollen wenigstens nicht die Freude haben, zu erfahren, wie es uns ergangen ist.“

„Das wissen sie doch!“ versetzte der Schmied trocken. „Ich hätte gern erst noch einmal getrunken,

aber ich gehe auch gleich mit heim.“ Und mürrisch schritt er wieder fürbaß, ich ihm nach.

Der Regen, der eine Zeitlang nachgelassen hatte, fiel wieder stärker; nur die Hoffnung, nun bald überwunden zu haben, linderte in etwas die äußerste Unbehaglichkeit dieser nächtlichen Stunde; denn leider ging es wieder über Ackerfeld, und leider verstrich abermals eine Viertelstunde, eine halbe Stunde und wir waren auf keinem Kirchweg, an keinem Fluß, an keinem Berg, an keinem Dorfe. Ich war bis auf die Haut naß, dabei sieberheiß vor Aufregung und bedenklich müde vom angestrengten Gehen und den schweren Erdklumpen an den Füßen. Dazu fing ein sieberhafter Durst mich zu peinigen an, die Zunge klebte mir am Gaumen und ich näste den brennenden Mund mit den aus meinen Kleidern gedrückten Regentropfen. Endlich meldete sich auch Hunger, ich dachte an des Schnalenschmied's Wildpretbraten und wünschte dem Kreiser-Hans alles Böse an den Hals, daß er mich nicht eben so gut versehen. Mein Mißmuth ging in eine gelinde Verzweiflung über.

Die rauhe Stimme des Schmieds schreckte mich aus meinen schwermüthigen Gedanken empor. „Und nun geh' ich keinen Schritt weiter!“ rief er mit verbissener Wuth. „Hier in die Furche leg' ich mich und erwarte den Tag. Tabak hab' ich noch bei mir und den Schwamm hab' ich mir auch trocken erhalten; er steckt in einem Stiefel.“

„Schmied, seid Ihr bei Trost? Es regnet und

wird noch schlimmer regnen; die Furche ist feucht und es ist jetzt ungefähr Mitternacht. Wir haben also über fünf Stunden noch bis zu Tagesanbruch. Ihr seid warm vom scharfen Marsch und müßt den Tod davon haben, wenn Ihr Euch fünf Stunden in diese Nässe legt."

Aber er lag schon und rührte sich nicht. „Es ist mir Alles gleich," sagte er unwillig; „ich gehe nicht mehr von der Stelle; denn es hilft mir nichts. Wir laufen immer im Kreise. Wären Sie vorhin mit nach Schönau hineingegangen, jetzt säßen wir beim Bierkrug am warmen Ofen. Sie sind auch jetzt wieder daran Schuld, daß wir abermals in der Irre laufen. Der Kreiser-Hans sitzt drinnen und lacht sich einen Buckel."

„Ortlepp, ich befehle Euch, steht auf und geht mit mir weiter. Ich darf Euch nicht da liegen lassen; ich kann es nicht vor meinem Gewissen verantworten."

„Ei was!" versetzte er nun mit Bauerngrobheit, die er bis jetzt zurückgehalten hatte. „Sie haben mir nichts zu befehlen. Lassen Sie mich ungeschoren. Machen Sie doch was Sie wollen. Jeder muß für sich selbst sorgen. Ich spreche kein Wort weiter."

Ich begriff, daß mir alles Reden nichts half, und daß ich ihn, meines eignen Heils wegen, seinem Schicksal überlassen müsse. Mit dem festen Entschlusse, immer mit gemäßigtem Schritte vorwärts zu gehen und mich nie zu setzen, damit ich warm bleibe, und auf diese Weise den Tag zu erwarten, schritt ich mit einer heldenmüthigen Resignation über die gefurchten Erdschollen dahin. Bald wurden meine Gedanken zu Bildern und poetische Träume zogen mir durch den Sinn. Sobald ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, behauptete die Poesie ihr altes Recht an mir. Das Land hob und senkte sich unter meinen Füßen; ich bemerkte kaum, ob ich die Furchen überschritt oder in ihnen hinwandelte. So war ich wieder lange gegangen, wohl eine Stunde, ohne nur ein einziges Mal stille zu stehen, als plötzlich ein dicht vor mir aufgeschlagenes furchtbares Hohngelächter mir einen unbeschreiblichen Schrecken durch Mark und Bein jagt. Heiliger Gott! Aus der Furche vor mir erhebt sich eine dunkle riesige Gestalt. Es ist der Schmied und ich entseze mich vor ihm.

„Sind Sie nun endlich überzeugt," ruft er schadenfroh, „daß wir fort und fort im Kreise laufen, wie's uns der Kreiser-Hans angethan hat?"

„Schmied, ist das dieselbe Stelle, auf welche Ihr

Euch vorhin niederlegtet? Nein, Ihr seid hinter mir hergegangen."

„Es hätte mir einfallen sollen! Seit einer vollen Stunde und länger lieg' ich hier. Da kommen Sie mir richtig wieder angestiegen, wie ich fast vermuthet hatte."

„Nun glaub' ich selbst, daß uns der Kreiser-Hans behert hat."

„Glauben Sie's endlich? Hätten Sie's gleich geglaubt, wär' uns dieser Marsch erspart worden."

Ich kann es nicht leugnen, daß ich in diesem Augenblick voll wilder Verzweiflung und grimmiger Wuth war, so daß ich den Kreiser-Hans hätte umbringen können, wenn ich ihn nur gehabt hätte.

„Donnerwetter!" fluchte ich, „was soll nun werden?"

„Wenn Sie gescheidt sind, so setzen Sie sich her und warten gleich mir den Tag in der Furche ab."

„Ja, wenn ich Euern abgehärteten Körper hätte!"

„Wenn Sie fort und fort gehen, strengen Sie sich noch mehr an und können leichter krank werden, als wenn Sie ausruhen. Und wenn Sie gehen, machen Sie noch zehn Kreise und kommen wahrscheinlich noch öfter zu mir."

„Und wenn auch, ich muß meiner Gesundheit wegen gehen. Das Sitzen oder Liegen könnte mein Tod sein. Ich gehe wieder."

„Glück auf die Reise und baldiges Wiedersehen!"

Jetzt waren alle poetischen Träume zerflogen; die miserable Wirklichkeit grinste mich tückisch höhrend an, und ich nahm mich nach Kräften zusammen. Wenn ich den Kopf steif und fest in einer Richtung vorwärts hielt und dieser Richtung nach ging, ohne mich im mindesten zu drehen oder zu wenden, so mußte ich eine gerade Linie und konnte unmöglich einen Kreis beschreiben. Der feste Wille mußte siegen, und er siegte. Noch war ich keine halbe Stunde auf diese Weise vorwärts geschritten, als zu neuem Schrecken der Boden unter mir zu weichen scheint und ich mit gleichen Beinen abwärts stürze in Wasser, das mir gleich bis an die Brust reicht. Fast eben so schnell war ich wieder oben auf dem steilen Ufer. Der Geruch belehrte mich, daß ich in eine Flachsgröste gefallen war. Wenn meine obere Hälfte erst vom Regen eingeweicht war, so nun die untere vom Röstwasser. Es war mir in die Stiefel gelaufen und ich duftete sehr unangenehm. Diese neuen Widerwärtigkeiten wurden inzwischen durch den richtigen Schluß aufgewogen, daß Flachsgrösten nur in der nächsten Umgebung der Dör-

fer sind. Und so betrachtete ich mir denn den Horizont genau und glaubte in der Richtung, welche ich eingeschlagen hatte, dunkle Massen zu entdecken, die ich für Bäume und Häuser zu halten mich berechtigt fühlte. Ich ging darauf los; es war keine Täuschung. Diese Partie war dunkler als der übrige Himmel. Horch! da ertönt das Horn eines Nachtwächters. Welch ein Wonnelaut für mich! Ich beflügele die Schritte und erreiche das Dorf. Es lag im tiefen Frieden; ich ging durch die Gasse, begierig zu erfahren, in welchem Dorfe ich mich befinde. Aber wer sollte es mir sagen? In der Hoffnung, dem Nachtwächter zu begegnen, schreite ich immer weiter, aber schon war ich entschlossen an das erste beste Haus zu klopfen und die Schläfer munter zu machen, um zu erfahren, wo ich sei, als ich ohnfern einen Lichtstrahl aus einem Fenster entdeckte. Ich eile dorthin und nun erst erkenn' ich die Schmiede und Wipperode. Meine Frau und die Schmiedsfrau waren noch munter und in Aengsten wegen unseres Ausbleibens. Es war bald halb drei Uhr. Ich erzählte kurz, entledigte mich meiner nasen Kleider und schickte die Bäuerin nach dem Nachtwächter, damit er ihren Mann im Felde suche. Der Wächter lief mit seiner Laterne in der Richtung hinaus, die ich ihm angab, und stieß fleißig ins Horn und horchte dazwischen mit gespanntem Ohre. Endlich vernimmt er des Schmiedes Ruf. Eine kleine Stunde später trat dieser in sein Haus. Ich hatte mir unterdessen Kamillenthee kochen lassen und lag schon zu Bette, welches ich auch fast den ganzen folgenden Tag hüten mußte, so groß war meine Abspannung auf die furchtbare Aufregung. Als ich gegen Abend aufgestanden war, trat mir in der Werkstatt ein Schönauer Mann entgegen, den ich Abends vorher in der Schenke dort bemerkt zu haben mich erinnerte, und brachte mir einen schönen Gruß vom Kreiser-Hans und er ließe sich erkundigen, wie mir der Spas in der vorigen Nacht gefallen habe?

Dona Mariana.

Novelle.

Die Geschichte, welche ich erzählen will, ist wahr und in Spanien allgemein bekannt, während man bei uns kaum den Namen der Dona Mariana de Pinedo und die Einzelheiten des blutigen Dramas, dessen Heldin sie war, gar nicht kennt.

I.

Zu Ende des Sommers 1830 vollendeten zwei Reisende die Wanderung, die keiner der Touristen aufgibt, welche die Halbinsel durchstreifen; sie wollten, nachdem sie durch die Straßen Granadas gegangen waren, den Aufenthaltsort der maurischen Könige, den arabischen Palast und die Feste Alhambra besichtigen. Es waren zwei junge Männer. Namentlich der eine, der jüngere, zog die Aufmerksamkeit der wenigen Spaziergänger auf sich, die den Schatten der großen Bäume und die Kühle des Wassers in den Alleen aufsuchten, in denen man zu der maurischen Feste hinaufsteigt. Ob er gleich durchaus nichts Auffallendes an sich hatte, so erkannte man doch sogleich den Fremden und den Franzosen in ihm.

Der andere Reisende war ein Spanier und sein feines, ernstes, stolzes Gesicht erinnerte an einige Portraits der Meister der spanischen Schule; hätte er die Halskrause, das mit Silber durchwirkte Atlaswams und den Orden des goldenen Bließes getragen, so würde er einem jener spanischen Granden vollkommen ähnlich gewesen sein, die wir auf den Gemälden des Velasquez erblicken, oder einem der Hofmänner, welche die Nebenbuhler Philipps IV. zu werden und der Calderona in den einsamen Gängen des Gartens von Buen Retiro zu folgen wagten.

Die jungen Männer blieben auf dem Wege zu der Alhambra hinauf häufig stehen, um die herrliche Aussicht auf die Vega von Granada zu bewundern. Sie überblickten bereits die Stadt; zu ihren Füßen, in einer grünen Tiefe, rauschten die Wellen des Durro, während über ihnen die Mauern der Alhambra und der Thurm emporragten, auf dessen Spitze das Kreuz bei der Einnahme von Granada aufgepflanzt wurde. Am Abhange des Hügel, auf welchem die Alhambra thront, bildeten die Pappeln und Ulmen ein frisches dunkles Blätterdach und unter demselben blüheten in aller Pracht die Blumen, die unsern rauhen Winterstürmen nicht widerstehen; überall vermischten sich herrliche Gebüsche von Oleander mit den wohlriechenden Myrten. Leichte Wölkchen verhüllten jeden Augenblick die Sonne und der sanfte Wind, der von der Sierra Nevada kam, verbreitete Frische in der Luft und rauschte in den Blättern der Pappeln.

Der Franzose sprach bei dem Anblicke dieser berühmten Gegend, dieser lachenden Ebene, welche so viele blutige Kämpfe gesehen hat, jener Mauern, welche

Zeugen der Niederlage der maurischen Könige gewesen, seine Bewunderung in begeisterten Worten aus, während der Spanier wohl eine Viertelstunde lang mit gekreuzten Armen schweigend dastand.

„Lieber Fernando,“ sagte endlich der Franzose heiter, „Granada söhnt mich mit Spanien wieder aus; ich verzeihe der übrigen Halbinsel ihre schauerhaften Wege, ihre Brücken ohne Flüsse, ihre Flüsse ohne Brücken, ihre berühmten Wirthshäuser, ihre verbrannten Gegenden, ihre verfallenden Städte, ihre Bettler und Mönche, alles verzeihe ich ihr um Granada willen.“

„Du bist ungerecht gegen unser armes Spanien.“

„Spanien mit dem ewig blauen Himmel? Ja. Aber ich habe Barcelona, Valencia und Madrid gesehen; Gott im Himmel, welche Restaurationen, welche Kaffeehäuser, welche Theater und welches Volk! — Ich kann die Spanier nicht mehr leiden, seit ich sie zu Hause gesehen habe. Dir kann ich das sagen, da Du zwar in Alt-Castilien geboren, aber durch Deine Erziehung und Dein ganzes Wesen ein Franzose bist gleich mir.“

„Ja wohl!“ seufzete der Spanier; „aber ich muß das vergessen, weil ich nun in Spanien leben und sterben soll. Aber ich versichere Dich, daß Du ungerecht gegen das Land bist, wie Du selbst gestehen wirst, wenn Du es besser kennst.“

„Das Aussehen von Granada ist wunderbar, ja, aber auch nur das Aussehen; denn tiefer hinein darf man auch da nicht gehen; unser Gasthaus gleicht allen spanischen und damit ist genug gesagt.“

„Geduld! Nach wenigen Tagen werden wir in Gibraltar sein und dort wirst Du ganz englische Wirthshäuser finden.“

„Die Engländer liebe ich noch weniger als die Spanier,“ entgegnete der Franzose lebhaft; „ich kann diese phlegmatischen Gesichter nicht leiden, deshalb haben für mich auch die spanischen Wirthshäuser etwas Gutes, das nämlich, daß man selten Engländer in ihnen antrifft.“

„Still!“ unterbrach ihn der Spanier; „wir stehen an der Pforte der Alhambra.“

Sie befanden sich wirklich vor dem maurischen Bogen, unter welchem vor mehr als drei Jahrhunderten die christlichen Ritter hindurchzogen, welche unter dem Cardinal Gonzalez de Mendoza zuerst in die Alhambra eindrangen. Fernando blieb stehen und blickte zu dem geheimnißvollen Sinnbilde hinauf, welches der arabische Baumeister in den Stein gegraben hat: eine

Hand, die nach einem Schlüssel greift. — „Die maurischen Könige haben die Lösung dieses Räthsels mit sich genommen,“ sagte er; „Niemand vermag es jetzt zu erklären.“

In der Hauptwache unter der Wölbung rauchten Karte spielend einige Soldaten. Einer derselben nahm den Erlaubnißschein der Reisenden und deutete ihnen an, daß sie weitergehen dürften.

Kaum hatten sie einige Schritte in dem Hofe vor dem Palaste gethan, den Karl V. neben dem arabischen erbaut, als ihnen ein Führer entgegentrat und ihnen sagte, er sei da, um den Fremden die Säle der Alhambra zu öffnen und zu zeigen. Dieser Mann war eine Art Basil in einem alten schwarzen Rocke.

Die Reisenden besprachen sich mit einander, wie sie des lästigen Führers wohl los würden, der sie argwöhnisch betrachtete, als er sie französisch reden hörte, denn seit einigen Tagen zischelte man in Granada von den Ereignissen, die in Frankreich geschehen waren. Die liberale Partei empfand bei der Nachricht von der Julirevolution Freude und Angst, denn sie wußte, daß sie nun unfehlbar grausam verfolgt werden würde. Bereits war die Polizei verdoppelt.

Der Cicerone in der Alhambra gehörte auch dazu und er horchte deshalb eifrig auf alles, was die beiden Fremden sprachen. Nur ärgerte er sich gewaltig, daß er das Französische nicht verstand, und er ging deshalb schnell und schweigend vor ihnen her. Als sie am Eingange des maurischen Gebäudes angekommen waren, reichte ihm Fernando zwei Duros und sagte in gutem Spanisch zu ihm:

„Bemühen Sie sich nicht weiter; die meisten Säle des Alcazar haben keine Thüren und Sie brauchen uns dieselben also nicht zu öffnen. Wir wollen allein hindurchgehen und werden etwa nach zwei Stunden zurück sein, um Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken.“

Der Cicerone zuckte die Achseln und dachte einen Augenblick nach. Offenbar kam ihm aber der Antrag nicht gefährlich vor, denn er steckte das Geld ein, setzte sich ruhig nieder und sagte herablassend:

„Sie können gehen.“

Die Reisenden schritten nun zuerst durch einen dunkeln Gang und blieben dann auf der Schwelle des ersten Raumes stehen, den sie staunend betrachteten. Es war ein großer Hof, den rundum seltsame, bewundernswürdige Gebäude schlossen. Ein großes Bassin spiegelte in seinem ruhigen Wasser die schlanken Säulen und zierlichen Bogen der Galerien ab und war

mit einem Marmorfranze eingefasst, neben den in lachender Unordnung die schönen Sträucher wuchsen, welche unter dem milden Himmel Granadas das ganze Jahr hindurch blühen. Die Araber, welche sie sonst pflanzten, nannten diesen Ort den Myrtenhof und so heißt er auch noch heute. Die Luft, die Blätter, das Wasser, alles war unbeweglich; die tiefste Stille herrschte in dem duft- und lichtreichen Raume.

Fernando, der in der Mitte der Galerie stand, welche die Halle des Myrtenhofes bildet, betrachtete in stummer Bewunderung diese berühmte Stelle. Sein Begleiter suchte die Inschriften neben den Arabesken zu entziffern, mit denen die Wände bedeckt waren und rief dann aus: „Freund, hier sind wir plötzlich um dreihundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt, in die Zeit der maurischen Könige. Kann man nicht glauben, die Königin-Sultanin werde eben unter diesen Bogenhallen erscheinen? Die Alhambra hat noch immer ihre berühmten Todten, die durch Niemand ersetzt wurden. . . Eine solche Illusion ist an keinem andern Orte möglich.“

Während er dies sprach, fielen die Blicke Leons plötzlich auf den Fuß einer der zierlichen Säulen an der Ecke der Galerie, die sie noch nicht betreten hatten.

„Was ist das?“ fragte er.

Fernando trat nach diesem Ausrufe seines Freundes hinzu, betrachtete den Gegenstand, der jenen so erschreckt hatte, und brach in lautes Lachen aus. Die Königin-Sultanin, Boabbil und alle poetischen Träume verschwanden bei dem Anblicke einer hübschen Puppe und eines dicken Bilderbuchs, die in einer Ecke der Galerie des Myrtenhofes lagen.

„Es sind Engländer hier!“ rief Leon in komischer Verzweiflung aus.

„Eine englische Familie hat sich in der Alhambra einquartirt, kein Zweifel,“ wiederholte der Spanier lachend; „ihre Kinder spielen im Myrtenhofe.“

Bald war nicht mehr daran zu zweifeln; zwei junge Mädchen und ein halbes Duzend Knaben erschienen mit einer alten Gouvernante, die ihnen gravitätisch nachschritt, den grünen Sonnenschirm in der Hand, einen grünen Hut auf dem Kopfe und eine grüne Brille auf der Nase.

„Komm schnell hinweg!“ rief Leon und er zog seinen Freund mit sich fort.

Sie durchwanderten andere Theile des Gebäudes, aber die Begegnung im Myrtenhofe hatte ihre Stimmung gestört, die poetischen Träume verscheucht und

die Begeisterung abgekühlt; in dem Augenblicke aber, als sie zu ihrem gefälligen Führer zurückkehren wollten, kam Leon auf einen seltsamen Einfall.

„Höre mich an,“ sagte er zu dem Freunde; „ich sehe nicht ein, warum wir nicht dasselbe Recht haben sollen, wie die englische Familie, die sich häuslich hier niedergelassen hat. Gewiß ist in dem Palaste der maurischen Könige auch für uns noch Platz. Wir wollen die vier Tage, die wir an die Besichtigung Granadas zu wenden gedachten, hier zubringen.“

„Wenn es möglich ist, wollen wir hier bleiben,“ erwiderte Fernando.

Der Führer machte Anfangs einige Schwierigkeiten und meinte, er könne die Erlaubniß nicht geben ohne durch den Generalgouverneur ermächtigt zu sein, und ehe man dies erlange, könnten recht wohl acht Tage vergehen. Fernando ließ ihn reden, dann nahm er zwei Dublonen aus der Tasche und antwortete ruhig: „Besorgen Sie für uns, was nöthig ist, um die Erlaubniß zu erhalten und lassen Sie uns dieselbe hier abwarten. Sie brauchen ja unsere Anwesenheit gar nicht zu bemerken. . . Wir werden keine großen Ansprüche machen; wenn wir zwei Matrasen, einen Tisch und eine Lampe haben, so sind wir zufrieden. . . Kaufen Sie uns dies nach Ihrem Geschmacke, denn wir gedenken es Ihnen zu schenken, wann wir weiter reisen.“

Bei dem Anblicke der beiden Goldstücke hatte der Führer alle Bedenklichkeiten vergessen und das letzte Versprechen gewann ihn vollends ganz. Basil verwandelte sich in Figaro.

„Ich bin bereit, Ihnen in Allem zu dienen,“ sagte er; „zwar kann ich Ihnen nicht alle Säle zur Verfügung stellen, aber einen Ort werde ich Ihnen zeigen, wo Sie ganz allein sein können. Dorthin sind die Engländer noch nie gekommen. Am Tage werden Sie nur einen alten Gärtner sehen, der sich mit seiner Arbeit beschäftigt, und nach Sonnenuntergang Niemanden. Ein alter Pfarrer hat so viele Geschichten von den untern Sälen erzählt, daß sich die meisten Leute in der Nacht nicht hineinwagen würden, wenn sie auch wüßten, sie würden dort Töpfe voll Gold finden, wie unter dem großen Thurme dort. . .“

„Man hat da einen Schatz gefunden?“

„Zu meiner Zeit nicht; das schöne Gold ist fort und nur die Scherben von den Töpfen sind noch da, um von den Engländern bewundert zu werden.“

Während der Mann so sprach, führte er die Reisenden bis an das Thor der Alhambra zurück. In

diesem Augenblicke ging mit dem leichten festen Schritte der Andalusierinnen eine Dame über den kleinen Gassenplan. Sie war ganz schwarz gekleidet und eine Mantille, die sie über den Kopf geworfen hatte, ließ kaum ihr Gesicht erkennen. Sobald sie die Fremden bemerkte, wendete sie das Gesicht ab und hielt den Fächer vor dasselbe.

„Wieder Dona Mariana! Was sucht sie hier!“ murmelte der Führer, indem er ihr nachblickte.

„Wohnt diese Dame in der Alhambra?“ fragte Fernando.

Der Führer verneinte dies, ohne die Dame aus den Augen zu lassen.

„Sie haben zwei Stunden Zeit, unsere Wohnung einrichten zu lassen,“ sagte Fernando, indem er ihm das Geld gab, das er in seiner Börse hatte; „wir gehen unterdeß wieder in die Stadt hinunter.“

„Gott geleite Sie! Ich werde Ihre Befehle ausführen und Alles zu Ihrer Zufriedenheit einzurichten suchen,“ antwortete der Führer mit einer tiefen Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Räuberhöhlen in London.) Bei der Niederreißung zweier alter Gebäude in Weststreet in London hat man eine höchst seltsame Entdeckung gemacht. Eines der niedergeworfenen Häuser wurde vor mehr als einem Jahrhunderte durch den berühmten Räuber Jonathan Wild bewohnt, den Fielding durch seinen Roman: „Jonathan Wild“ unsterblich gemacht hat. Ein anderer, wenn auch weniger bekannter, Räuber, Williams, wurde vor Kurzem da verhaftet und von den Riffen verurtheilt. Dieser Prozeß führte zu Entdeckungen über die Lebensweise der Bewohner der oben erwähnten zwei Häuser, welche der Behörde bereits mehrmals als sehr verdächtig bezeichnet worden waren. Der Stadtrath entschloß sich deshalb endlich, jene Häuser anzukaufen, um sie niederzureißen und den Stadttheil dadurch zu säubern. Als man mit dem Einreißen der alten Gebäude beschäftigt war, machte man jene seltsame Entdeckung; Alles war nämlich auf das sinnreichste eingerichtet, um im Nothfalle eine Räuberbande verstecken und den Ertrag des Raubes den Nachforschungen entziehen zu können. Das Werk der Zerstörung wurde sofort auf Befehl der Justizbehörde eingestellt; Künstler sind beschäftigt, den merkwürdigen Bau abzuzeichnen und Romandichter haben denselben besichtigt, um ihn bei ihren schauerlichen Sittengemälden benutzen zu können. Auch der Herzog von Cambridge und andere hochgestellte Personen besuchten bereits diese sonderbaren Gebäude und man hatte bei dieser Gelegenheit Lampen in alle

Gänge und Gaterien gestellt. — Die erwähnten beiden Häuser (Nr. 2 und 3) stößen fast aneinander, haben aber keine Verbindung untereinander. Nr. 3, das ein Lichterzieher inne hatte, war sehr verdächtig und mehrmals von der Polizei durchsucht worden, aber stets vergebens. In Nr. 2 hielten sich schlechte Dirnen auf, aber man hatte nie Packete hineinbringen sehen, welche gestohlene Sachen zu enthalten schienen. Hinter dem Verkaufstokale des Lichterziehers in Nr. 3 fand man nach langem Suchen zwei Fallthüren, deren jede in einen langen Gang führte. In einem dieser Gänge befanden sich zahlreiche Nischen, welche zur Aufbewahrung der gestohlenen Sachen dienten. Der andere Gang hatte die Bestimmung, die von der Polizei Verfolgten ent schlüpfen zu lassen; er führte nicht auf die Straße, sondern auf eine Treppe, an deren oberem Theil ein Fenster auf ein Gäßchen, Fleet Ditch, ging, das die beiden Häuser trennt und eine Art Cloake ist. Stets lag ein Bret bereit, auf dem man schnell in ein Zimmer des andern Hauses gelangen konnte, aus welchem man durch eine Hinterthüre auf die Straße kam. — Nachdem der Herzog von Cambridge durch ein Labyrinth von Höhlen und krummen Gängen geschritten war, gelangte er zu einem Verließ, das nicht geringe Ueberraschung erregte. Es ist dies ein geräumiger gewölbter Keller, in welchem ohne Zweifel mehr als ein Mord begangen worden ist. Man fand in einer Ecke unter Schutt ein Skelett und Menschenknochen; dicht daneben lag ein zerbrochenes Fleischermesser, dessen sich die Mörder wahrscheinlich bedient hatten. Auf dem Griffe stand mit silbernen Buchstaben: Benjamin Turkel, den 19. Juli 1787. — Die Bewohner dieser Räuber- und Mördergruben führten in dieses Verließ die Betrunknen, die sie in den Straßen Londons gefunden hatten, nahmen ihnen die Schmucksachen und das Geld ab und brachten sie dann wieder auf die Straße, oder erstickten sie auf die Art, wie es der berühmte Burke that, mit einem Pechpflaster, das sie ihnen auf das Gesicht legten, und verkauften dann die Leichname an sogenannte Aufersuchungsmänner, welche die anatomischen Theater mit Leichnamen zu versorgen pflegen. Daß dies geschehen ist, schließt man aus dem Umstande, daß mehrere Bewohner der Umgegend verschwanden, von denen man nie wieder eine Spur gefunden hat. — Auch in den Keller ließ sich der Herzog von Cambridge führen, in welchem der oben erwähnte Williams den Nachstellungen der Polizei sich so lange entzog. Dieser Keller ist eine Art Höhle, in welcher der Verbrecher, ohne Luft und Licht, der Feuchtigkeit ausgesetzt war. Seine Verbrechergenossen brachten ihm Lebensmittel, aber ausgehen konnte er nicht, da alle Eingänge der beiden Häuser fortwährend von Polizeidienern besetzt waren. Als ihm der Aufenthalt in jener Höhle unerträglich geworden war, überlieferte er sich selbst der Behörde. — Auch in Nr. 2 hoffte man wichtige Entdeckungen zu machen, da aber die Pachtzeit der Inhaber noch nicht abgelaufen ist, so widersegen sie sich den Nachsuchungen. — Es ist kaum begreiflich, wie man in einer so vollkreichen und wohlhabenden Stadt wie London, welche die bestverwaltete in der Welt

sein sollte, so lange ein solches Räuberneſt hat dulden können, zumal dasselbe schon 1741 durch einen geistreichen Schriftsteller (Fielding in dem obenerwähnten Romane) deutlich genug bezeichnet worden ist. —

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich eine seltsame Verhandlung, die vor Kurzem in dem Unterhause stattfand, und die gesetzlichen Maßregeln zur Verhinderung des Hundediebstahls betraf, der in London in großem Maßstabe betrieben wird. Es ist dies ein völlig organisirtes Geschäft in zwei Hauptbranchen, Ausfuhr und Rückgabe der Hunde. Die Diebe schaffen natürlich nur die Hunde ins Ausland, welche ihre Herren nicht wieder auslösen wollen. Es kam bei den Verhandlungen höchst seltsame Dinge an den Tag. Die Höhe der Auslösungssumme für einen gestohlenen Hund richtet sich nach dem Werthe des Thieres und nach dem Umstande, ob er früher ein- oder mehrmals gestohlen und wieder ausgelöst worden war. Auch haben die Eigenthümer der Hunde die Kosten zu bezahlen, welche die Fütterung und Beaufsichtigung derselben der Gesellschaft verursachte. Alle vornehmen Personen in London haben diesen Piraten einer neuen Art Tribut bezahlt, die fremden Gesandten so gut wie die Lords und Ladies. — Zu einer Dame sagte der Mann, der ihr den gestohlenen Hund zurückbrachte: „Diesmal kostet er Ihnen nur 4 Pfd. Sterl. (26 Thlr.), das nächste Mal werden Sie ihn aber unter 10 Pfd. Sterl. nicht wieder erhalten.“ Die Kühnheit und Gewandtheit dieser Hundediebe hat schon mehr als eine alte Dame zur Verzweiflung gebracht; eine konnte den Gedanken, von dem treuen Gefährten ihrer Einsamkeit getrennt zu werden, nicht ertragen, und verließ deshalb lieber ihr Vaterland, um ihren Aufenthalt in dem Auslande zu nehmen, wo die Hunde weniger verfolgt werden.

(Der irische Brutus.) An einem alten Hause in der Stadt Galloway sieht man, in Stein gemeißelt, einen Schädel und zwei gekreuzte Knochen. Eine tragische Geschichte ist in diesem Hause geschehen. Im Anfange des 15. Jahrhunderts nämlich wurde James Linc von seinen Mitbürgern zum Mayor (Bürgermeister) erwählt, denn er hatte sich durch seinen Reichtum großen Einfluß, so wie durch seine Wohlthätigkeit und Rechtchaffenheit die allgemeine Liebe erworben. Diese Liebe theilte auch sein Sohn Eduard, der neben vielen glänzenden und vortrefflichen Eigenschaften sich durch große Leidenschaftlichkeit, Stolz und Neid auszeichnete. Der Vater, der ihm darum schon oftmals Vorwürfe gemacht hatte, war wegen der Zukunft nicht ganz unbesorgt. Erst als der Sohn sich in Anna Blake verliebte, die Tochter seines besten Freundes, wurde er wieder etwas ruhiger. Er erwartete von dieser Verbindung die wohlthätigsten Folgen und bat deshalb Anna dringend, bald den Tag der Hochzeit zu bestimmen, als ihn eine höchst wichtige Angelegenheit nöthigte, sogleich eine Reise nach Cadix zu machen. Das Glück begünstigte ihn dort und er schrieb einen großen Theil desselben dem Eifer seines dortigen Handelsfreundes Gomez zu.

Dieser Gomez hatte einen Sohn, Gonsalvo, der seine Freude und sein Stolz war, und mit körperlicher Schönheit den edelsten Charakter und das vortrefflichste Herz verband. Aus Dankbarkeit gegen Gomez und aus Liebe für dessen Sohn schlug der alte Linc dem Freunde eine eheliche Verbindung zwischen seiner Tochter Mary und Gonsalvo vor. Dieser Vorschlag war zu schmeichelhaft, als daß er hätte zurückgewiesen werden können, und Gonsalvo schickte sich an, seinen künftigen Schwiegervater zu begleiten, um Mary nach Cadix abzuholen. Die lange Reise und die Gefahren, welche dabei droheten, machten den alten Linc und den jungen Gonsalvo noch vertrauter, als sie schon früher gewesen waren. Auch sein Sohn Eduard schloß sich bald innig dem jungen Spanier an, leider sollte aber dieses Stück nicht von langer Dauer sein. Gomez vermählte sich mit Mary und vergaß in seinem Stücke die Rückkehr nach Spanien; Eduard dagegen hielt sich für vernachlässigt und zurückgesetzt, und glaubte einen Theil der Liebe seines Vaters und seiner Mitbürger an den Fremden, an den Gemahl seiner Schwester, verloren zu haben. Damit verband sich bald ein noch brennender Schmerz; Anna war offenbar gegen ihn seit der Ankunft des schönen Spaniers kälter geworden, und ihre Augen ruheten oftmals auf ihm mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke. Es ist ein alter Ausspruch, daß der leidenschaftlichsten Liebe der Haß näher liegt als die Freundschaft, und er wird auch durch das bestätigt, was in dem Herzen Eduards vorging. Er verfolgte die sonst so heiß Geliebte mit den bittersten Vorwürfen, suchte sie auf jede mögliche Weise zu quälen und ließ sich selbst durch ihre Thränen nicht erweichen. Als er endlich auch in den Augen Gonsalvos mehr als Freundschaft für Anna zu erkennen glaubte, als er zu bemerken wähnte, daß seine Schwester vernachlässigt werde, erreichte seine Wuth jenen Grad, wo sie von Wahnsinn kaum noch zu unterscheiden ist. Eines Abends schlich er, von fürchterlicher Eifersucht gepeiniget, in der Nähe des Hauses Annas umher und bemerkte da, daß Gomez erschien und eine Nebenthür ihm geöffnet wurde. Nun zweifelte er an nichts mehr, er stürzte sich auf den Unglücklichen, der vergebens zu entfliehen suchte, und stieß ihm den Degen in die Brust. Erst als das Verbrechen vollendet war, kam er wieder zu sich; er floh, wie Cain, und verbarg sich in dem angrenzenden Walde. In der Stadt sprach sich am nächsten Morgen, als die That bekannt wurde, die höchste Entrüstung aus, zumal man neben dem Leichnam den Hut Eduards gefunden hatte, und man allgemein glaubte, auch dieser sei durch Mörderhand gefallen. Der alte Linc ergriff die zweckmäßigsten Maßregeln, um den Schuldigen auffindig zu machen, und schwur, denselben durch nichts der Gerechtigkeit entziehen zu lassen, müsse er auch selbst das Urtheil vollstrecken.

Die Nachforschungen blieben lange vergeblich, bis man endlich Eduard ohnmächtig vor der Stadt fand. Die Freude war groß in der Stadt und sein Vater pries sich wiederum glücklich. Aber seine Freude sollte von kurzer Dauer sein, da der Sohn sich bald den Mörder Gonsalvo's nannte und als

folcher bestraft zu werden verlangte. Er mußte vor das Gericht gestellt werden und der unglückliche Vater hatte das Todesurtheil über den Sohn auszusprechen. Das Volk rottete sich auf die Nachricht davon zusammen, verlangte stürmisch die Freilassung Eduards und schickte sich an, ihn mit Gewalt zu erlösen. Der Vater hörte nur auf die Stimme der Gerechtigkeit und begab sich mit einem Priester in den Kerker seines Sohnes. Eduard hat auf den Knien um sein Leben, aber der Vater antwortete: „Mein, mein Sohn, Dein Leben ist dem Gesetz verfallen. Zwanzig Jahre habe ich für Dein irdisches Glück gebetet; jetzt richte Deine Gedanken auf den Himmel, knie nieder mit mir und laß uns beten, daß der Allmächtige Dir verzeihe. Ich habe auf dieser Welt für Dich nichts mehr zu hoffen, als daß Du stirbst wie ein Mann.“

Das Volk wurde immer ungeduldiger, die Soldaten hatten sich ihm angeschlossen und man fing an, die Thüren einzuschlagen. „Ich habe geschworen,“ rief Link den Versammelten zu, „daß der Mörder Gonsalvos sterben müsse, und wäre es von meiner Hand; ich halte meinen Schwur.“ Als er dies gesprochen, befestigte er einen Strick an den Eisenstäben des Kerkerfensters, schlang ihn um den Hals seines Sohnes und erwürgte diesen.

Das Volk vertief sich schauernd, der unglückliche Vater aber legte noch an selbigem Tage sein schreckliches Amt nieder und verließ sein Haus nicht mehr. Nur seine Tochter hat seinen Gram gesehen. Anna selbst ging, nach dem Tode ihres Vaters, in ein Kloster und so starb die unglückliche Familie aus. Nur der Schädel und die Todtenknochen an dem Hause zeugen noch von dieser grauenvollen Tragödie.

Generalcorrespondenz.

In Buenos Ayres ist von Staatswegen verboten worden, daß die Leute nach einem Todesfalle in ihrer Familie Trauerkleidung anlegen. Die Männer dürfen nur einen schwarzen Flor am Arme, die Frauen ein schwarzes Band am Handgelenke tragen. —

Das Journal des Debats erzählt in einer seiner letzten Nummern von den schrecklichen Ueberschwemmungen in Preußen und führt dabei an, die Stadt Schweg sei ganz unter Wasser gesetzt, denn der Fluß Pegel (la rivière Pegel) sei 19 $\frac{1}{2}$ Fuß hoch gestiegen. Wer kennt den Fluß Pegel? Niemand. Das ernste gelehrte Journal hat das Wort „der Fluß-Pegel“ übersetzt in der Fluß „Pegel“. —

Wir haben in der heutigen Nummer bereits schreckliche Dinge aus England erzählt; eben kommt noch etwas zu unserer Kenntniß. Der Pfarrer in Enfield starb vor kurzem und da ergab es sich, daß der gute Mann den Gottesacker, der an seinen Garten grenzte, seit vielen Jahren ausgebeutet hatte. Er stand mit mehreren Lauchentischen in Verbindung, welche die

Särge und die Leichen aus den Gräbern holten; von den ersteren nahm er die Kupfernen u. Handhaben, das Blei u. ab und verkaufte es und die Leichen wurden an Anatomen verhandelt. Die Noth trieb ihn keineswegs zu diesem schändlichen Gewerbe, denn er war sehr gut besoldet, da er 1200 Pf. St. (8000 Thlr.) jährlich erhielt. Er hinterließ aber auch ein Vermögen von 600,000 Thlrn. —

Während man jeden Tag den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Marocco erwartet, hat ein Gewehrfabrikant in Paris den Auftrag erhalten, für den Kaiser von Marocco ein Gewehr zu fertigen, das außerordentlich kostbar werden wird, denn bloß die Garnirungen von massivem Golde kosten 6000 Fres. —

Marocco hat etwas, was kein anderes Land hat, nämlich — Nachrichten für die Verbrecherinnen und zwar, weil dort kein Mann eine Frau berühren darf. Diese Hentkerinnen, die man am liebsten recht alt und recht häßlich hat, verhaften die Frauen, die sich eines Verbrechens schuldig machten, geißeln sie, schneiden ihnen die Ohren ab und enthaupten sie auch, wenn es sein muß. Die Richter in Marocco haben eine sehr große Auswahl in Strafen. Die Verbrecher werden z. B. geprellt, d. h. in die Höhe geschleudert, damit sie bei dem Herabfallen einen Arm, ein Bein brechen, oder sich den Kopf zerschlagen, was vorher festgestellt wird, und die Richter sind so geschickt, daß sie der Vorschrift stets vollkommen Genüge leisten. Eine andere Strafe besteht darin, daß man einen Verbrecher lebendig in einen todten Ochsen steckt; oder man füllt ihm die Nase, den Mund und die Ohren mit Pulver, das man nachher anzündet. Sobald eine Hinrichtung geschehen ist, läuft der Richter so schnell davon, als ihn seine Füße tragen wollen, denn das Volk wirft ihn regelmäßig mit Steinen. Er hat deshalb auch eine Art Wache. Dies ist auch in manchen Städten Spaniens, z. B. in Granada heute noch der Fall, wo an der Thüre des Hentkers fortwährend eine Wache steht und er nie ohne militairische Bedeckung ausgeht. —

In Ostindien starb vor kurzem eine originelle Engländerin, Mrs. Hall, die Frau eines achtbaren Advokaten in Madras, die unter dem Namen Dschamal Khan in Punah allgemein bekannt war, da sie ihren Mann verlassen und in Punah Kriegsdienste genommen hatte. Sie befehligte lange ein Bataillon in Hydrabao und ging später nach Punah, um eine höhere Stellung zu erhalten. Sie erhielt dieselbe auch, wurde aber später als Staatsgefängene in eine Festung gebracht, weil sie einen Brahminen hatte todt prügeln lassen. Sie soll sehr schön und sehr tapfer gewesen sein und ging stets in der landesüblichen Tracht, in weiten Beinkleidern und einem offenen Läckchen, einher. An der Seite trug sie einen damascener Säbel und auf dem Kopfe einen Helm mit einem wallenden Federbusche. —